

# Eine Mutter : Idylle aus einer schweizerischen Kleinstadt

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **6 (1902-1903)**

Heft 11

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667707>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Ans Vaterland.

Von Clara Forrer, Zürich.

Wie Jubelsang befreiter Wellen,  
Entronnen starrem Felsgebiet,  
So möcht' aus meinem Busen quellen,  
O Vaterland, für dich ein Lied!  
Ein Lied, das deine Schönheit spiegelt,  
Die Pracht, mit der du angetan . . .  
Doch meine Lippen sind versiegelt;  
Du selber schlugst mein Wort in Bann.

Gabst deinen Glanz du mir zu eigen,  
Wie stand ich stumm beglückt vor dir;  
Denn ein beseligendes Schweigen  
Zog seine Kreise über mir.  
In tiefster Seele hört' ich's rauschen,  
Als schlug die Meerflut an den Strand;  
Doch nie gelang's mir, zu erlauschen  
Das hohe Lied fürs Vaterland.

Wär' ich ein ruhmbeKränzter Barde,  
Mein Sang müsst' sein wie Sturmgebraus,  
Ich gösse meines Liedes Narde  
Auf deine heil'ge Erde aus.  
Was ich an Treue in mir trage  
Für dich, ein schwaches Stammeln blieb;  
Doch jauchzt mein Herz, derweil ich sage:  
Mein Vaterland, dich hab' ich lieb!

---

## Eine Mutter.

Idylle aus einer schweizerischen Kleinstadt.  
Von Adolf Böglin.

Die fahle Dämmerung schritt langsam die breite Hauptstraße des alten Städtchens dem Flusse zu, der frühlingsmächtig seine brausenden Wogen im tiefen, grauen Felsenbett dahintrieb. Noch stand sie hier zögernd und sinnend im Dunkel des flogigen schwarzen Turmes, der seit einem Jahrtausend neben der steinernen Brücke Wache hielt. Aber hinter dem jenseitigen, mit einem trozigen Rundturm bewehrten Stadtteil stiegen die grünenden Weinberge bereits in die erste Morgenhelle hinein, und der Wald, der ihre Stirne krönte, badete seine Wipfel in goldiger Lichtflut. Es war Zeit, sich zu verziehen. Da tauchten aus der Tiefe des Flußbettes qualmende Nebelwolken auf und umhüllten ihre Gestalt, die einen immer durchsichtiger werdenden Schatten in die Straße hineinwarf.

Von einer Seitengasse her, welche sich quer über die Hauptstraße fortsetzte und mit dieser das diesseitige Städtchen in vier fast gleich große Quartiere zerschchnitt, dröhnte aus dem hohen Portal eines gewaltigen, schwerfälligen Baues heraus rollender Trommelwirbel, als müßten die Toten auferstehen:

Brrr — — — rämpedäpomm, brrr — — — rämpedäpomm, brrr — — —  
 rämpedä — — — pämpedä — — — pomm — — — pomm — — —  
 pomm.

Gleich wurde es lebendig in dem Gebäude wie in einem Ameisenhaufen, dessen Frieden man mit einem Fußtritt zerstiess, in allen Räumen erwachte der Lärm und ergoß sich über die Flure und Treppen. Männer in blauen Hosen und farbigen Hemden, weiße Waschtücher unterm Arm, stürzten in Schwärmen noch schlaftrunken aus dem Portal heraus dem großen, vieleckigen Becken des Hofstadtbrunnens zu. Ein junger Stabshauptmann, an dessen Beinkleidern breite, scharlachfarbige Streifen durch das zarte Zwielficht funkelten, sprang, mit Befehlspapieren in der Hand, leichtfüßig die Portaltreppe hinauf, während der vor dem rot und weiß gestrichenen Schilderhaus wachstehende Soldat eilig Stellung annahm. Einige Schenkwirte, deren verlockende Häuser an den Kasernenplatz stießen, öffneten die Türen, da und dort stahl sich ein Soldat hinein, um nach der äußern Waschung eine innere Befechtung vorzunehmen, nachdem er sich vergewissert, daß kein Offizier auf dem Auslug stand.

Im stattlichen Gasthof zum Roten Haus, der oben an der Hauptstraße mit langen Fensterfluchten auslud und das zu ihm gehörige Stadtviertel durch seine Wucht erdrückte, ging die Stalltür auf, hurtige Offiziers-Bediente in Lederhosen zogen edle Pferde heraus und führten sie zur Tränke, im obern Stockwerk wurden Fensterladen aufgestoßen, ein Oberst im Morgenanzug erschien auf einem Balkon. Es war der Leiter der Pontonnier-Schule und zugleich Platzkommandant, der mit seinem Adjutanten hier logierte, weil die Kaserne keine seiner würdigen Unterkunftsräume bot. Der schaute gravitatisch nach dem Wetter aus und strich sich den lang ausgezogenen militärischen Knebelbart.

Unter ihm knarrte die schwere Haupttüre des Gasthofes, sie ging auf und wurde rasch wieder eingehängt; wie ein Schatten so leicht huschte ein Mädchen quer über die Straße und verschwand in der engen, überwölbten Seitengasse. In diese fast noch nächtlich dunkle Gasse, in die nie ein Strahl der Sonne fiel, flammte aus einem mächtigen Fenster zu ebener Erde ein roter Glutschein heraus, der am gegenüberliegenden, fensterlosen Gebäude als großes Viereck brannte, das vom Schatten des Fensterkreuzes durchschnitten war; jetzt zeichnete sich der riesige Schatten des Mädchens darin ab, bald kauerte er sich nieder: Das Mädchen stand am Fenster und suchte, sich vornüber beugend und die Hand über die Augen spreitend, durch die trüben, mehlbestäubten Scheiben zu blicken. Als sie die Nase ans Glas drückte, sah sie, wie in dem Glut erhellten Raume frazenhafte Schattenriffe umherzuckten; bald tanzten sie oben an der Diele und kreuzten sich zappelnd mit denjenigen der Lampe, oder sie glitten über die Teigmulde hinweg und fingen sich in den gespenstigen Armen einer großen Schalenwage, um sich denselben mit Blitzesschnelle wieder zu entwinden und an der Wand, welche dem Backofen gegenüberstand, einen wilden Negertanz aufzuführen; plötzlich huschten sie wieder am Boden hin, auf welchem Teigwaren

auf Tüchern, Brettern und Blechen ausgebreitet lagen, und verschwanden endlich, als der junge Mann, der vor dem Ofentor stand und die glühenden Kohlen herauszog, sich in die Ofengrube hinabbückte, um mit einer langen Holzstange das nasse Tuch aus dem Wassereimer unter der Wölbung herauszufischen und mit dem Wedel den überheizten Ofen flink auszuföhren und abzukühlen. Jetzt streute er mit den Fingerspitzen Mehl hinein, wahrscheinlich um die Ofenplatten auf ihre Hitze zu prüfen, dann schloß er das Ofentor und zog rasch einige eiserne Stangenschieber, welche die Temperatur gleichmäßig im Ofen verteilen und regeln sollten.

Dies getan, setzte er sich auf einen der Tritte, die aus der Ofengrube zum Fußboden hinaufführten und verschränkte die muskelstarken Arme über der breiten Brust, um die Regelung der Wärme abzuwarten. Das Mädchen wurde ungeduldig und wischte und suchte an den Scheiben herum, um ein günstiges Guckloch ausfindig zu machen. Endlich begann sie mit den Fingern energisch gegen das Fenster zu trommeln. Der Bäckermeister wandte sich und sah, den löwenhaften Krauskopf ihr gerade zuehrend, scharf nach ihr hin, ohne jedoch einen Wank zu tun. Ob er wußte, daß er zwischen zwei Feuern saß und ob ihm die Ofenwärme so viel näher lag als die lebendige draußen im Gäßchen? Ob er die Trommlerin kannte und sie absichtlich stehen ließ? Die Minute war ihm wichtig, er durfte den richtigen Moment zum Einschieben des Brotes nicht verpassen.

Das Mädchen räusperte sich. Auch dies erwiderte er nicht. Da hob sie an mit gedämpfter, aber nicht unfeiner Stimme zu singen:

„Kein Feuer, keine Kohle tut brennen so heiß, als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß“ und wiederholte mit zitterndem Herzenston: „von der niemand nichts weiß!“

Über ihr, im ersten Stockwerk, war inzwischen ein Fensterflügel aufgeklappt worden. Ein Frauenkopf mit weißem Scheitel erschien, und eine sanft klingende Stimme ließ sich vernehmen:

„Bärbele, soll ich löschen helfen? Die Wasserflasche hätt' ich gleich zur Hand!“

„Herr je! Frau Bächlin,“ rief das Mädchen zusammenfahrend, „wie haben Sie mich doch erschreckt! Ich kam nur, um nach den frischen Wecken zu sehen. Die Herren Offiziere werden bald zum Frühstück kommen, und wenn sie kein frisches Gebäck erhalten — — —“

„Bärbele, Sie wissen ja, daß unsere ersten neugebackenen Wecken sofort ins „Rote Haus“ wandern, und übrigens ist es Ihnen auch bekannt, um welche Zeit bei uns die Feigen reif werden, es geht noch mehr als eine halbe Stunde. Und wenn Sie noch einen brennenden Ofen in die Gasse stellen, so nützt das gar nichts!“

Der Fensterflügel klappte wieder zu, Bärbele griff sich an die Brust, das Herz klopfte ihr, als wäre sie über einem stillen Verbrechen ertappt worden.

Einige Augenblicke stand sie wie angewurzelt da, unschlüssig, ob sie zur Bescheinigung ihrer reellen Absicht, oder bloß zum Troß dableiben oder am Ende den Rückzug antreten solle. Da kam von der Kaserne her, die mit ihrer Hinterseite an diese Gasse stieß, der Stabshauptmann auf dem kürzeren Weg zurück, bog in das Bäckerhäßchen ein und traf auf Bärbele, das er rasch bei der Hand fing und an sich zog. Sie sträubte sich gelinde und zog ihn mit sich vorwärts. Da waren sie plötzlich in der tageshellen Hauptstraße. Er ließ sie fahren — — — denn oben auf dem Balkon stand mit zornig richtendem Blick der Oberst, sein Vorgesetzter — — — und sie flatterte ihm wie ein Fledermäuschen voran über die Straße und die Gasthofstreppe hinauf.

Bald hörte der Oberst an die Türe seines Zimmers klopfen, wo er das Bureau hatte. Er ließ warten. Er überlegte sich offenbar, wie er seinen Adjutanten abkanzeln wollte. Jetzt aber führte ein Bauer einen vollen Jauchewagen die holprige Straße herauf, der bei den vielen Stößen jeweilen von seinem übelriechenden Inhalt aus den Spundlochfugen spritzte. Nun war es aber stadtbekannt, daß der Herr Oberst ein feines Geruchsorgan besaß und die Düste, welche die „Friedenskanone“, wie man im militärisch angehauchten Städtchen eben die Jauchewagen hieß, so freigebig verbreiteten, nicht ausstehen konnte. Der ortsansässige Platzarzt hatte daher auf ihn das witzige Wort erfunden und in der Leute Mund gebracht, die Nase sei halt des Obersten Achillesferse, d. h. der einzige Punkt, an welchem die soldatische Natur des Kommandanten verwundbar sei.

Raum kam denn auch die Friedenskanone in Sicht, als der Herr Oberst den Balkon schleunig verließ und hinter sich die Tür wütend ins Schloß schmetterte. Ebenso energisch rief er jetzt: Herein!

Der Adjutant trat ein, ließ sich seine Berknirschung nicht anmerken, sondern überreichte wie gewöhnlich die Rapporte und wartete auf weitere Befehle.

„Es ist gut!“ sagte nun der Oberst milde. „Nun aber noch ein Wort, mein lieber Hauptmann!“ Dieser schlug die Augen nieder.

„Sie haben soeben Pech gehabt, Herr Adjutant!“ fuhr der Oberst fort. „Allein ich möchte Ihnen dringend raten, sich solche — — — Leichtfertigkeiten ein für allemal abzugewöhnen. Abgesehen davon, daß es einem Offizier nicht ansteht, mit einer Kellnerin auf offener Straße zu schäkern, schädigen Sie den Ruf der Truppe überhaupt und machen Sie unsere Stellung gegenüber den Bürgern, die ohnehin dornig ist, noch schwieriger — — — sehen Sie, jetzt führen sie mir zum Troß wieder am hellen Morgen Jauche aus, obschon ich wiederholt dagegen protestiert und beim Militärdepartement Schritte getan habe, um diesen Übelstand abzustellen und die Arwylser zu zwingen, eine Kanalisation anzulegen. Wie soll ich auf die Bürger einen Druck ausüben können, wenn auf unserer Seite solche — — — Ungehörigkeiten, gelinde bezeichnet, vorkommen, und zwar in der unmittelbaren Nähe meiner Person? — — — Herr Adjutant, ich denke, das genügt!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ Und der Hauptmann trat ab, um sich ins anstoßende Bureauzimmer zu begeben und dort über das angehörte Kapitel nachzudenken.

Indessen war Mutter Bächlin ihrem Sohne, dem jungen Bäckermeister, beim Einschieben des Groß- und Kleinbrottes behülflich gewesen und lag jetzt mit dem Lehrjungen der Reinigung der Verkaufsstube ob, die jeweilen schon früh viel Besuch empfing, da die ganze Oberstadt, soweit sie ein wohlgebackenes und fein gearbeitetes Brot liebte, es bei Mutter Bächlin bezog und frisch vom Ofen wegholte. Auch beim Ausziehen war sie zugegegen, nicht nur, weil sie die Brötchen- und Weckenarten gleich sondern und auf die verschiedensten Kunden verteilen konnte, vielmehr auch, weil ihr der Duft des warmen Gebäckes, an den sie sich seit Jahrzehnten gewöhnt hatte, ein Genuß und ein Bedürfnis geworden war. Nur wie ein Hauch berührten ihre Hände, die weich und zum Geben gemacht schienen, die neugebackenen Dinger, wenn der Sohn sie feurig heiß herauszog und mit dem Schieber auf das bereitliegende Brett ablud. „Wie herrlich duftet das!“ rief sie einmal über das andere und sog den Wohlgeruch gierig ein.

„Schön geraten sind die Wecken, das muß ich sagen, Heinrich. Gründlich durchgebacken, glänzend braun und keines angebrannt. Ja, ja, Du verstehst Dein Fach beinahe so trefflich wie der Vater selig“ — — —

„Hans,“ rief sie dem Lehrjungen zu, „sieh Dir's recht an, so müssen die Brötchen glänzen, eins wie's andere, keines zu braun und keines zu bleich.“ Und sie blickte mit zärtlichem Wohlgefallen über die in Reih und Glied geordneten Wecken hinweg, wie der Bauer am Sonntag mit inbrünstigem Wohlgefallen und weihewollen Anwandlungen über das wallende Kornfeld, das die Sonne gebräunt und zu goldener Reife gebracht hat. Tag für Tag besorgte sie diese kleine Arbeit mit gleicher Gemütsruhe und gleicher Liebe zur Sache, obschon sie in den letzten Jahren gebrechlich geworden war. Ein Gewichtstein war ihr auf den rechten Fuß gefallen und hatte eine tiefe Wunde hinterlassen, die nicht heilen wollte und sie häufig empfindlich schmerzte. Allein das tägliche Brot zu bereiten, erschien ihr als eine heilige Kunst, die man ausdauernd und mit Ernst und Würde betreiben muß. Und es war ihr Stolz geworden, eine feine und zuverlässige Kundschaft heranzuziehen und diese ihrem jüngsten Sohne, der das ihr liebgewordene und wohlberufene Geschäft übernehmen sollte, zu erhalten.

Er war ihr für ihre fürsorglichen Dienste innerlich dankbar. Allein in letzter Zeit war es zwischen den beiden zu einigen kleinen Reibungen gekommen, die daher rührten, daß der Sohn anfangs, abends ins Wirtshaus zu gehen, lange auszubleiben und sogar tagsüber sein Schöppchen auswärts zu trinken. Heute machte er ihr den Vorschlag, im „Roten Haus“ zu frühstücken, er sehne sich nach einer wahrhaftigen Mehlsuppe mit einem guten Glase Weins, was er in der Fremde gewohnt gewesen sei. Da machte sie ihm ein paar große Augen

und sagte etwas schmerzlich: „Du fängst an, Deiner Mutter Kost zu verschmähen.“

„Man muß doch seinen Kunden auch etwas zu verdienen geben, muß ihnen nachgehen,“ erwiderte er, leicht gereizt.

„Wir können ja nachher darüber sprechen!“

Als dem Lehrjungen die Brötchen und Wecken zum Austragen in den Korb eingezählt waren und er sich entfernt hatte, nahm die Mutter das Gespräch wieder auf: „Oben steht das Frühstück für uns beide bereit. Willst Du mithalten, Heinrich?“

„Ich komme, Mutter.“

Als sie sich in der obern Stube, deren Fenster auf die Hauptstraße gingen und sich in denjenigen des Adjutanten spiegelten, am Tische gegenüber saßen und den Imbiß teilten, legte sie plötzlich das Eßgeschirr beiseite, blickte ihrem Sohne starr in die Augen und sagte ernst, doch mild:

„Heinrich, wolltest Du nur wegen der Mehlsuppe im „Roten Haus“ frühstücken gehen? — — — Ich dachte, so etwas brächten wir auch zu stande. Du brauchtest bloß den Wunsch zu äußern!“

Etwas verlegen entgegnete er: „Wie kommst Du dazu, Mutter, eine solche Frage an mich zu richten?“

Aber sie ließ sich nicht ablenken, sondern fragte geradezu: „Ist es etwa Bärbeles wegen?“

Tiefes Rot übergießte das Antlitz Heinrichs, und er fühlte sich unfähig, als bald zu antworten. Nachdem die Hemmung überwunden war, sagte er gelassen: „Mutter, Du hast mich nie Verstellung gelehrt, und ich danke Dir's. Aber soll ich Dir gestehen, was mir selbst nicht bewußt ist?“

„Aber Du siehst sie doch gern?“

„Das will ich nicht leugnen. Ist es einem jungen Manne zu verargen, wenn er ein hübsches Gesicht einem andern vorzieht?“

„Du hast ihr vielleicht auch schöne Worte gegeben?“

„Es mag sein, daß ich dann und wann eine Blume in den Mund genommen habe.“

„Und der Duft von solchen Blumen hat das kleine Mädchengehirn berückt!“

„Wie kommst Du darauf?“

„Wer hat Dir heute morgen ans Fenster getrommelt?“

„Das ist in den letzten Tagen mehrfach geschehen — — — Bubenstreiche!“

„Mädchenstreiche, sage ich dir — Bärbele war's.“ Nun zeigte sich Heinrich wirklich überrascht, und seine Mutter empfand darüber beruhigende Genugtuung und fragte nun mit gelassenem Ernst:

„Aber wie stehst du denn mit Margret?“

Heinrich zuckte zusammen und erhob sich langsam vom Tische.

„Frag nicht danach, Mutter! Du tust mir weh.“

Die Mutter tat einen Schrei, indem sie den Fuß krampfhaft an sich zog; allein empfindlicher als der körperliche Schmerz traf sie das wortlose Geständnis ihres Sohnes. Sie fuhr sich mit der Hand an die Herzgegend und rief: „Also ist es aus zwischen dir und ihr? — Margret hat dich aufgegeben? — Ja, so ist es, und daher das Wirtshausgeläuf! — Wenn's mit dem Kauf des Herzens vorbei ist, so muß sich der Verstand betäuben, nicht wahr? — O, warum hast du mir das verschwiegen, mein lieber Sohn? Vielleicht hätte ich aufklärend und helfend zwischen euch treten können.“

„Mutter, ich glaube, da war nicht zu helfen. Margret geht ihren bestimmten Weg, du kennst sie.“

„Aber wie kam es denn, Heinrich? Ihr waret einander so gut, so herzlich zugetan. Das weiß ich auch von ihr.“

Heinrich trat vom Fenster zurück. Drüben im Zimmer des Adjutanten hatte er Bärbele bemerkt, welche dem Offizier, der heute das gemeinschaftliche Frühstück verschmähete, den Tisch deckte. Der Adjutant saß am Schreibtisch, kehrte ihr den Rücken zu und rührte sich nicht. Heinrich aber empfand trotzdem einen Stich in der Brust, denn Bärbele schenkte ihm selber keinen Blick. „Heinrich, komm, setze dich zu mir und erkläre mir alles, wie es gekommen. Vielleicht, daß wir einem völligen Bruch noch vorbeugen können. Denn jetzt gesteh' ich dir, daß mir keine der Töchter der Stadt so willkommen gewesen wie die, und ich liebte sie im stillen schon als die meine zu betrachten. Ein unsagbares Glück, das mich in meiner Gebrechlichkeit aufrecht erhielt, war es, meinen Jüngsten so trefflich versorgt zu wissen, geliebt — gehegt von einem Mädchen, das Herz und Geschick genug besitzt, um dir eine vorsorgliche Gattin zu werden. — Nun soll es ein Traum gewesen sein! — Doch meinetwegen will ich nicht klagen. Du tust mir leid. Nun sag mir, wie kam es?“

„Mutter, es wird mir schwer, dir meine Schwäche einzugestehen, denn du hast mich immer an sittliche Art und freundliches Benehmen gewöhnt.“

„Besser ist es, sie zu erkennen und einzugestehen, als, ohne an sich zu arbeiten, darin weiter zu leben. An jedem Bäumchen, an jedem Gartenstrauch schneidet man die Wasserschoffe herunter, die nutzlos Kraft und Nahrung verbrauchen; soll man sie am Menschen, dem edelsten aller Wesen, wuchern lassen? Sieh, auch dein Vater selig hatte aus der Fremde, aus dem Verkehr mit wilden Gesellen, wie man sie überall trifft, in Herbergen und auf Stellen, viele Härten mit sich gebracht, und schwer hielt es oft, sie durch ein besseres Beispiel ihm abzugewöhnen. Doch endlich gelang es. Und wenn du dich besinnst, wirst du bekennen, daß nie ein unziemliches Wort ihm vor den Kindern über die Lippen kam.“

„Wahr ist's, Mutter, und darum schäm' ich mich meines Bekenntnisses. Denn was ich gesagt oder getan, liegt, glaub' ich, nicht in meiner Art; der Wein sprach aus mir. Es war am letzten Faschnachtsball. Als ich Margret



nach Hause begleitete, sprang mir ein roher Ausdruck, vielleicht war's ein roher Gedanke, aus dem Munde. Vor der Haustür aber, als ich ihre Hand zum Abschied mit besonderer Wärme ergriff und an mich zog, stieß sie mich von sich, brach in Tränen aus und rief: „Verzeih mir, Heinrich, ich kann nicht anders, ein betrunkenener Mann war mir von jeher ein Ekel und wüßte Reden ertrag ich nicht. Leb wohl, es ist besser, wir trennen uns vor der Verbindung, als daß wir nachher leiden unter bitterer Enttäuschung. — Und seitdem sind wir einander nie mehr begegnet, auch meidet sie unser Haus.“

„Sie hat's vielleicht zu schwer genommen“ sprach die Mutter, „immerhin braucht man die Sache nicht leicht zu nehmen; denn was ein Rausch in der Ehe bedeutet, das zeigen uns die vielen schwach sinnigen Kinder, die Mißgestalten und Unbrauchbaren, die vollen Irrenhäuser und Strafanstalten. Eins aber wird dir Margretens Haltung gezeigt haben, daß sie Charakter besitzt, daß sie das Leben ernst nimmt — nur auf solche Menschen ist ein Verlaß. Ich will damit nichts über Bärbele gesagt haben, will dir auch keine Anweisung geben, wie du dich ihr gegenüber zu verhalten hast, nur bedenke das Ende, wenn du dich mit einem Weibe für das Leben verbindest. Denn sieh: ein dauerhaftes Glück kann niemals auf dem flüchtigen Rausch der Sinne beruhen. Folgst du bloß dem und erkennst oder ahnst du in dem Weibe deiner Wahl nicht Eigenschaften, welche dich ergänzen, so daß durch den Bund beide Teile seelisch und körperlich eine Erhöhung, eine Steigerung ihres Wesens erfahren können, dann sind deine Nachkommen gar bald nur Kinder der Ernüchterung und Enttäuschung, und jene höchste und heiligste Freude, welche der Ehe beschert ist, Kinder zu haben, die vollkommener, edler, herrlicher sind als ihre Erzeuger, bleibt dir ewig versagt. Statt der Freude ernten die Eltern Verdruß, denn überall, wo die Natur im Spiel ist, gilt der Spruch:

„Wie man säet, so erntet man!“

Die Mutter hatte sich in Eifer geredet, war aber dabei immer schwächer geworden, als ob ihr Herz unter der seelischen Erregung gelitten hätte. Heinrich bot ihr einen Schluck Wein aus dem Schrank an und fragte sie teilnehmend: „Was ist dir, Mutter? Fühlst du dich unwohl, du wirfst ja ganz blaß!“

„Ach, Heinrich, die Sorgen, die mir den Scheitel gebleicht, zehren nun auch mein Blut auf. Doch ist es eine Schwäche, die vorübergeht“.

In diesem Augenblicke erschien Bärbele im Zimmer gegenüber, kam ans Fenster und nickte Heinrich freundlich zu, worauf sie das Frühstück abtrug.

Heinrich errötete, seine Mutter bemerkte es, beschwieg es jedoch. Als er sie verließ, versank sie in tiefes Sinnen, wie sie die erwachte Leidenschaft des lieben Sohnes, die eine für ihn unheilvolle Wendung zu nehmen schien, in eine glücklichere Bahn leiten könnte. Sie brach in lautes Weinen aus. Da kehrte Heinrich zurück. Sie erklärte auf seine Frage, weshalb sie so herzbrechend weine, nur die halbe Wahrheit nennend, der Fuß tue ihr so weh; jetzt bestand er dar-

auf, daß nach dem Arzt geschickt werde. „Ja, ja,“ seufzte sie leise, „wir beide haben den Arzt nötig“.

„Ich gehe auf der Stelle, ihn zu holen“ und er verabschiedete sich. Sie aber saß noch lange und sann. Hatte sie ihre vier Söhne und zwei Töchter glücklich in die Höhe gebracht, waren Heinrichs Brüder selbständige Männer geworden, die etwas galten an ihrem Orte, und hatten die Schwestern auswärts ehrbare Gatten gefunden, sollte der jüngste nicht entgleisen: das nahm sie sich herzhast vor. Eine kluge Frau, wie sie war, geriet sie auf einen Einfall, der sonst nicht in ihrer Art lag, sie gedachte in dieser außergewöhnlichen Notlage Heinrichs Sohnesliebe auszubeuten, um ihn auf den Weg der Rettung zu bringen. Es kam ihr nicht darauf an, vor ihm eigensüchtig zu erscheinen, wenn es ihr gelang, ihn von der schiefen Ebene, auf die ihn das Wirtshauslaufen zu führen drohte, beizeiten zurückzuhalten. Er jammerte sie, denn sie sah wohl, daß er zu trinken begann, um sein inneres Glend zu überschwemmen. Dann hielt sie Bärbele nicht für diejenige, welche dem Wesen ihres Sohnes auf die Dauer entsprechen und ihn emporziehen konnte, zugleich wußte sie, daß ein Scheit, das schon einmal gebrannt hat, nur allzurash wieder Feuer fängt und, sich völlig verzehrend, auflodert. Sie sah den Kampf, vor dem seine Seele stand und den sie selber mit ihm auszukämpfen hatte, und rüstete sich.

Um nicht von allen gesehen zu werden und nach beiden Straßenseiten hin grüßen zu müssen, benützte Heinrich nicht das Trottoir, als er zum Arzte ging, der jenseits des Flusses wohnte, sondern eilte über die Hausvorplätze dahin. Diese erschienen in ihrer Abfolge zu beiden Seiten der stark nach dem Fluß hin abfallenden und sich in scharfer Kurve zur Brücke hinabsenkenden Hauptstraße wie eine steinerne Treppe mit tiefen Stufen. Auf den einzelnen Stufen standen Kübelpflanzen aller Art, Oleander, Granatbäume, dazwischen Geranien und Nelken, hinter denen die auf den Bänken sich sonnenden Hausbewohner, selber fast ungesehen, alles beobachten konnten, was auf der Straße vorging, während der auf dem Fußsteig dahinschreitende Fremde sich festlich vorfam zwischen den wohlgepflegten, duftenden Grün- und Blumenhecken zu beiden Seiten der Straße. Heinrich aber achtete nicht auf die Bierbäumchen, er hatte genug zu tun, um alle die Bürger und Bürgerinnen, die da an frischer Luft behaglich rasteten, und sich den nötigen Appetit zum Mittagessen ersaßen, zu begrüßen, da und dort einem Freunde oder Berufsgenossen die Hand zu drücken. Hier entschuldigte sich ein Schneider, er könne Heinrich das neue Kleid unmöglich auf Pfingsten abliefern, dort winkten ihm vom Vorplatz eines Bierhauses einige Freunde, er möge sich zum Frühschoppen zu ihn setzen. Weiter unten hielt ihn ein Bäcker an, der mit aufgebrachter Stimme ihm mitteilte, er habe gehört, der Oberst wolle neue Maßregeln ergreifen, um die Fauchenausfuhr während der Morgenfrühe zu hintertreiben. Bereits habe er bei der Rothauswirtin durchgesezt, daß sie von ihm, der eben an diesem Tage gegen das Verbot des Tyrannen gesündigt, keine Wecken mehr für den Offizierstisch beziehe.

Die Bäcker sollten, meinte der Kollege, fest zusammenhalten, um dem Herrn Platzkommandanten solche Militärwillkür, die sich mit der bürgerlichen Auffassung der Dinge nicht vertrage, zu verleiden, und, wenn es sein müsse, ihr mit Gewalt entgegentreten. Heinrich stimmte mit ihm überein, man dürfe sich von dem großen Herrn nicht ins Bockhorn jagen lassen, obschon er drei goldene Striche an der Mütze trage. Schließlich sei die Stadt nicht wegen der paar Sporenhelden da, sondern habe ihre eigene Machtvollkommenheit!

Als Heinrich sich bei dem Hausarzt meldete, der gerade oberhalb des Übungsplatzes der Pontoniere allein mit seiner Mutter eine stattliche Gartenvilla bewohnte, saß jener behaglich aus einer langen Pfeife passend und ein wissenschaftliches Buch lesend, in der sonnigen Veranda. Er trug noch die eisen-grauen Beinkleider, den blauen Waffenrock mit den goldenen Knöpfen und die blaue Deckelmütze, die etwas arg zusammengeklappt war wie das gelblich lederne Gesicht des alternden Junggesellen selber. Am morgen pflegte er nämlich, so lange die Militärschulen dauerten, als Platzarzt zu funktionieren, während der Nachmittag der ärztlichen Beratung und Behandlung der Bürgerlichen gewidmet war, die sich ihm allerdings nur in spärlicher Anzahl anvertrauten. Denn obschon, oder vielleicht gerade weil er ein gebildeter Kopf war, gab er sich mehr mit der Philosophie als mit der auf der Schulbank erlernten Heilkunst ab, welche nach seiner Auffassung allzuweit von den Wegen der allheilenden Natur abgeirrt war. Nun hatte er sich zwei Systeme, die Philosophie der Starken und die der Schwachen, ausgedenkt. Einige behaupteten, am Morgen, wenn er mit dem Schleppsäbel, den er jedoch immer hochtrug, ausgerüstet war, mehr ein Jünger des Mars als des Askulap, wende er die erste an, nach dem Mittagessen aber, wenn er das Kleid gewöhnlicher Sterblicher anhatte und nur einen dünnen schwarzen Rohrstock als Waffe trug, bediene er sich der zweiten; andere dagegen streuten den Verdacht aus, die erste brauche er, wenn er Gesunde heile, die andere, wenn er Kranke zum Sterben befördere, viele aber fürchteten sich, ein Opfer seiner Wissenschaft zu werden, und zogen den andern Stadtarzt ihm vor. Dagegen rühmte man ihm chirurgische Fertigkeit nach und ließ sich von ihm bei der Behandlung schwieriger Wunden raten.

Munter blickte er über die Brille hinweg nach dem Eintretenden und rief, sein Erstaunen selbst abbrechend: „Wunder über Wunder! Da kommt mal ein Gesunder! Wohlgefällig ließ er seine Blicke an der kraftvollen Gestalt Heinrichs auf- und niedergleiten. Dann stand er auf und schüttelte ihm die Hand: „Sie sind bei Gott ein Mann geworden, Meister Bächlin, seit ich Sie das letzte Mal sah“.

„Ja, das ist auch schon ziemlich lange her, Herr Doktor!“ lachte Heinrich. „Drei Jahre bin ich in der Fremde gewesen.“ Der Arzt griff ihm nach dem Oberarmmuskel, der den Armel straffte.

„Parbleu, was für ein wundervoller Biceps!“ — Na, also, Thretwegen kommen Sie wohl nicht zu mir?“

„Nein, Herr Doktor! Es ist wegen der Mutter!

„Die alte Geschichte, denk' ich?!

„Leider, die Fußwunde ist wieder offen und schmerzt sie, mehr als sie sagen mag!“

„Ja, sehen Sie, lieber Herr Bächlin — ich denke, Sie ertragen die Philosophie der Starken — das wird nun noch ein bis zwei Jährchen so weiter gehen und dann hört die Geschichte auf, wie alles Lebendige hierunten ein Ende hat.“

Heinrich sah den Arzt in angstvoller Erwartung an.

„Ich denke, Sie verstehen mich“ fuhr dieser unbeirrt fort, „viel ist da nicht mehr zu helfen.“ Als er sah, wie Heinrich Tränen aus den Augen wischte, dämpfte er den Ton, fuhr aber in derselben Denkart fort: „Ich tue Ihnen weh. Allein es ist die Sache der Starken, die Wucht der Wahrheit zu ertragen, so wie sie die Genugtuung haben, alles Schwache und Gebrechliche neben sich versinken zu sehen wie die Eichbäume im Wald das niedrige Gestrüpp um sich herum erdrücken. Die Starken allein haben ein Recht auf Dasein und Macht. Und so begrüße ich in Ihnen den kraftvollen Fortsetzer und Förderer des Geschlechts der Bächlin.“

---

## Der Türlerssee.

Von Nanny v. Escher, Albis-Langnau.

Mit einem Menschen möcht' ich ihn vergleichen,  
Der träumend seine Tage still verlebt,  
Nicht an die Welt denkt, an des Glücksrads Speichen,  
Nicht fragt, was man am Sorgenstuhle webt.

Des Himmels Blau versucht er abzuspiegeln,  
Den Wald, der schwarz die hohen Ufer säumt;  
Mit Wasserrosen wünscht er zu besiegeln  
Des Wandrers Gunst, der gleich ihm sinnt und träumt.

Auch düstern Träumen bleibt er stets gewogen,  
Ihm werden ihre Schrecken nicht zur Pein:  
Viel Mühhelad'ne, die des Weges zogen,  
Sie fanden hier den dunkeln Totenschrein.

Doch schuldlos, mit dem reinsten Kinderlächeln,  
Schaut er uns wieder an zu mancher Frist,  
Und während leis im Winde Tannen fächeln,  
Schwelgt er im Glück, das Träumern eigen ist!

